

# Wildmanagement in der Diskussion

## Grundlagen für ein Wildtiermanagement



Klaus Robin / Roland F. Graf / Reinhard Schnidrig  
**Wildtiermanagement**  
**Eine Einführung**  
 2017. 335 Seiten, 175 Fotos,  
 30 Grafiken und Tabellen, gebunden  
 € (D) 59.00 / € (A) 60.70 /  
 sFr. 59.00 (UVP) ; Haupt Verlag  
 ISBN 978-3-258-07792-5

Das Buch „Wildtiermanagement“ der schweizerischen Biologen Klaus Robin, Roland F. Graf und Reinhard Schnidrig richtet sich an Studierende und Behörden der Bereiche Umwelt, Natur, Jagd, Fischerei, Wald- und Landwirtschaft. Darüber hinaus will es Wildhüter, Naturschützer, Jäger, Förster und Naturpädagogen ansprechen. Das Buch erläutert die Aufgaben und typischen Abläufe des Wildtiermanagements zur Lösung von Konflikten mit Wildtieren, zum Erhalt von Arten und ihren Lebensräumen sowie zur Sicherung der nachhaltigen Nutzung, wie z.B. Jagd oder auch Birdwatching. Das Buch behandelt neben Arten, die Verbreitungsschwerpunkte in den Alpenländern haben wie Auerhuhn, Bartgeier, Braunbär oder Seefohle, auch jagdbare, in Deutschland regelmäßig vorkommende und zum Teil Probleme verursachende Arten, wie Rotfuchs, Schwarzwild und Rotwild. Aus ökologischer und jagdlicher Sicht sind einige Aussagen des Buches im Hinblick auf die Übertragbarkeit auf bundesdeutsche Verhältnisse zu hinterfragen und teils kritisch zu bewerten (Passagen und Zitate kursiv).

**Robin et al.:** Ziel aus ökologischer Sicht soll es sein, dass „ein Wildtierbestand einen natürlichen Altersaufbau sowie eine ebensolche Sozialstruktur aufweist und ein natürliches Raum-Zeit-Verhalten“ (S. 22). Insbesondere beim Rotwild soll eine „artgemäße Bestandsentwicklung zugelassen werden“ (S. 184).

**ÖKOJAGD:** Ziel aus ökologischer Sicht kann nur sein, Artenareale in einem – weitgehend – intakten Ökosystem zu schaffen bzw. zu sichern. Auch „Wildtiermanager“ („Nur Personen mit Kenntnissen über Wildtiere ... und Felderfahrung“) haben keine genauen Kenntnisse über Altersaufbau und Sozialstruktur bei Arten wie Hermelinen, Ringelnattern oder Feldhasen. Gemeint sind hier wohl eher die Paarhufer, insbesondere das Schalenwild. Doch auch hier stellen sich Fragen nach dem Sinn und der Umsetzbarkeit:

1. Was sind natürlicher Altersaufbau und Sozialstruktur? Welche Referenzdaten werden zur Bewertung herangezogen? Was sind „Werte“ von Populationen in Naturlandschaften?
2. Warum soll bei manchen Schalenwildarten Altersaufbau und Sozialstruktur berücksichtigt werden, bei (allen) anderen Arten aber nicht?
3. Wie stellen wir als Wildtiermanager oder Jäger diese Strukturen her? Wie stellt man Strukturen her, ohne dass man den Ausgangszustand kennt? Dazu müsste man die Bestände exakt kennen, aber das ist nicht der Fall.

**Robin et al.:** Wölfe und Luchse sind in der Lage, Wildhuftierbestände zu regulieren und deren Raumnutzung so zu beeinflussen, dass zeitliche und räumliche Fenster für die natürliche Waldverjüngung entstehen (S. 171).

**ÖKOJAGD:** Was für intakte Ökosysteme in großräumigen Naturlandschaften gilt, kann nicht ohne weiteres auf die mitteleuropäische Kulturlandschaft übertragen werden. Selbst in den ostdeutschen Regionen, in denen Wölfe bereits am längsten und dichtesten siedeln, werden bisher keine signifikanten Auswirkungen auf die Schalenwildbestände registriert, mit Ausnahme des nicht autochthonen Muffelwilds. In den meisten Regionen Deutschlands werden Wolf und Luchs in der zersiedelten und zerschnittenen Landschaft nicht in Dichten siedeln, die einen indirekten Einfluss auf die Waldverjüngung haben könnten. Die Hoffnung, Wolf und Luchs werden Jagd bzw. Wildmanagement

ersetzen, ist in unserer Kulturlandschaft eher unbegründet (Vgl. KUPFERSCHMID ET AL., 2018, PLETTENBERG 2018 in ÖKOJAGD 2/2018).

**Robin et al.:** Das Kapitel 5.3. „Rothirsch – überraschender Erfolg mit Folgen“ erweckt mitunter den Eindruck, als handele es sich beim Rotwild um eine Rote Liste-Art. Wie häufig wird im Zusammenhang mit Rotwild auch hier auf die „Störungsthematik“ hingewiesen: „Engpässen in der Energieversorgung begegnet der Rothirsch durch saisonale Wanderungen und mit physiologischen Anpassungen in der Thermoregulation und des Verdauungstrakts. Anthropogene Einflüsse wie das Begehen von Wintereinständen oder sportliche Aktivitäten beeinträchtigen die Wirkung solcher Anpassungen oder verhindern sie ganz, was zu einem Kräfteverlust führt. Bei Überforderung kann es zu sogenannten Winter- oder Massensterben kommen, von denen insbesondere die schwächsten Tiere betroffen sind, junge und alte Individuen oder durch die Brunft geschwächte männliche Tiere.“ (S. 185/ 186) Oder: „Störreize können ... bei ohnehin stark belasteten Altersklassen existenzbedrohlich werden“ (S. 188). Die Ausweisung von Ruhezeiten für das Rotwild („um diesen Energieverschleiß in Grenzen zu halten“) wird als planerische Maßnahme empfohlen.

**ÖKOJAGD:** Die „Störungsthematik“ wird immer wieder genutzt, um von dem eigentlichen Problem, den nicht an den Lebensraum angepassten Beständen, abzulenken. In Regionen mit 20 Stück Rotwild pro 100 Hektar kommt es deutlich häufiger zu Störungen der Tiere als in Wäldern mit angepassten Beständen von ein bis drei Stück Rotwild. Selbst in den störungsintensivsten Rotwildgebieten des Ruhrgebiets und des Niederrheins konnte bislang, trotz teils sehr hoher Dichten und begrenztem Nahrungsangebot, kein Massensterben festgestellt werden. Abgesehen davon: Das winterliche Sterben von schwachen Individuen ist ein natürlicher Ausleseprozess, der auch dem Rotwild zugestanden werden sollte. Wildruhezeiten sind erst dann diskutabel, wenn der Bestand angepasst ist, in deutschen Waldregionen also wahrscheinlich bei ein bis zwei Stück pro 100 Hektar. Ein Vegetations-Monitoring in den Ruhezeiten sowie ggf. ein Wildschadens-Monitoring außerhalb der Ruhezeiten muss zudem nachweisen, dass in den, bzw. von den Ruhezeiten ausgehend, keine beträchtlichen Auswirkungen ausgelöst werden.

**Robin et al.:** *In der Schweiz sollen grundsätzlich alle Konzepte zum Rothirschmanagement „die Biologie der Art, unter anderem Alters- und Sozialstruktur, Geschlechterverhältnis, Raumnutzung und Einflussnahme auf die Vegetation berücksichtigen. Dabei ist es das Ziel, die natürliche Waldverjüngung zu gewährleisten und gleichzeitig gesunde Wildtierpopulationen zu erreichen“.* (S. 186/187).

**ÖKOJAGD:** Was für die Schweiz als „aktuelles Konzept“ des Bundesamts für Umwelt (BAFU) beschrieben wird, kann nicht auf bundesdeutsche Rotwildgebiete übertragen werden. Das Ziel, natürliche Waldverjüngung – das heißt das „Herauswachsen aus dem Äser“ aller Arten der potentiell natürlichen Vegetation (!) – zu gewährleisten, kann in den meisten deutschen Rotwildgebieten derzeit nur mit Bestandsreduktionen erreicht

werden. Im Regelfall werden der Bau von Zäunen oder andere Schutzmaßnahmen angewandt. In der Phase des Reduktionsabschlusses kann aber nicht effektiv agiert werden, wenn dabei „Alters- und Sozialklassen naturnah strukturiert“ werden sollen. Im Zeitraum von Reduktionen kann es zu Verschiebungen der Alters- und Sozialklassen kommen – was populationsdynamisch durchaus natürlich ist. Starre wildbiologische/jagdliche Theorien darüber, wie die einzelnen „Klassen“ zu sein haben, sind dagegen absolut unnatürlich.

**Robin et al.:** *„Die Vorstellung, einen Bestand auf einem konstanten Niveau zu halten und damit die Quantität und Qualität des der Jagd zur Verfügung stehenden Wildes zu sichern, orientiert sich an der Haustierhaltung und nicht an der Dynamik der Natur. Andererseits muss die*

*Öffentlichkeit zur Kenntnis nehmen, dass mehr Dynamik bei einem Mangel an Ressourcen im gegebenen Raum zu Katastropheneignissen wie Wintersterben beim Rothirsch führen kann.“* (S. 195)

**ÖKOJAGD:** Beim Rotwild werden die Bestände derzeit in vielen Regionen nicht auf konstantem Niveau gehalten. Sie wachsen etwa seit der Jahrtausendwende weiter an. Bestandsmindernd, und sei es nur temporär, wirkt die herkömmliche Jagd nicht. Sie bewegt sich in den meisten Regionen seit fast vielen Jahren bestenfalls im kompensatorischen Bereich. Die Bestände sind in ihren Verbreitungsgebieten zum Teil zu enormen Dichten von 20 bis 30 Stück Rotwild/ 100 Hektar heran gewachsen. Innerhalb der Verbreitungsgebiete verbraucht das Rotwild zunächst die zur Verfügung stehenden Ressourcen. Das heißt, dass zwangsläufig bereits vor

### „Lebensraumgestaltung“ im Schweizer Nationalpark?

August 2017 in einem abgelegenen Tal bei Schanf: Ziemlich am Ende war Rotwild zu sehen, nicht nur einzelne Tiere, sondern ein Großrudel Kahlwild mit weit über 100, vielleicht knapp 200 Stück, daneben auf der Hochfläche gelegentlich noch einzelne Exemplare eines Hirschrudels. Während alle Betrachter begeistert waren, tauchten in mir zunehmend Fragen auf:

- Sind solche hohen Rotwildbestände noch natürlich?
- Warum gab es neben den alten Lärchen auf etwa 2000 m Höhe, die ja irgendwann einmal gewachsen sein müssen, keine Verjüngung, obwohl sich aufgrund des Klimawandels die Baumgrenze nach oben schiebt?
- Wo sind diese hohen Rotwildbestände im Winter, wenn da oben meterhoch Schnee liegt?

Spätere Nachforschungen ergaben:

- Das Rotwild war zur Gründungszeit des NLP ausgerottet, ein Jahr da-

nach stellte sich erstmals wieder Rotwild ein. Da es keine natürlichen Feinde hatte und auch heute kaum hat, breitete es sich bis zur jetzigen Größenordnung aus.

- Das Rotwild wandert im Winter auch in die angrenzenden Gebiete ab und macht dort natürlich zunehmend „Schäden“. Während die Einen in der Schweiz davon begeistert sind, dass sich das Rotwild in der gesamten Schweiz ausbreitet, klagen die Anderen über zunehmende, in ihren Augen untragbare, Schäden.
- Die alten Lärchen stammen noch aus dieser Gründerzeit. Naturverjüngung kann sich zumindest in diesem Bereich offensichtlich nicht etablieren.

Daraus ergeben sich weitergehende Fragen:

- Ist das noch Lebensraumgestaltung? Oder Störung?
- Und was ist mit den dadurch verursachten Schäden in den Winterein-

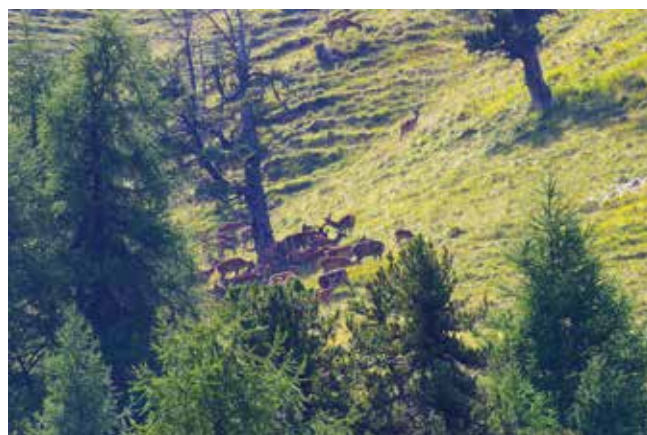
ständen außerhalb des Nationalparks?

- Und wie würden sich die Rotwildbestände (man geht von 2000 Stück (!) aus, die im Winter abwandern [<http://www.nationalpark.ch/de/flora-und-fauna/tiere/rothirsch/>]) in einem NP mit 170 Quadratkilometern und die gesamte Flora entwickeln, wenn flächig Großprädatoren vorhanden wären?

Meine Bedenken sind im NP durchaus bekannt. Beispielhaft ist auf den Eintrag in Wikipedia hinzuweisen: „Während der Gämsenbestand fast unverändert geblieben ist, hat sich die Zahl der Hirsche und Rehe seit der Parkeroöffnung deutlich erhöht. Verbissschäden treten insbesondere durch den im Winter erhöhten Schalenwildeinstand auf.“ (Schweizer Nationalpark, Wikipedia, abgegriffen 171001)

Wolfgang Kornder

(Fotos © W. Kornder)



dem befürchteten „Wintersterben“ erhebliche Schäden im Wald angerichtet worden sind. Gleichzeitig drängen die Hirsche in die außerhalb angrenzenden Freigebliete, wo sie zum Teil erhebliche Schäden an landwirtschaftlichen Kulturen verursachen. Hernach werden weitere Gebiete außerhalb des Verbreitungsgebietes besiedelt und somit das Areal ausgeweitet. Gäbe es keine Möglichkeit der Arealausweitung, würden die Populationen ohne „Hegemaßnahmen“ zusammenbrechen (s. Beitrag unten „Wie sich die Wildbiologie immer weiter von der guten jagdlichen Praxis entfremdet“ von Frank Christian Heute).

**Robin et al.:** „Wenn die Beteiligten in einem Schadensfall zu der Ansicht gelangen, dass das tragbare Maß überschritten ist oder eine Population einer Wildtierart zu zahlreich geworden ist, kommen unterschiedliche Ansätze der Problemlösung infrage. (...) Die Maßnahme der Tötung eines „störenden“ Wildtiers respektive der Regulierung einer schadenstiftenden Population soll nicht erste und einzige Option sein, sondern die letzte. Generell gilt, zuerst die Möglichkeiten der Prävention auszuloten (vorgeschlagen werden Einzelbaumschutzmaßnahmen, Flächen-einzäunungen, Elektrozäune; S. 230), dann Schäden zu vergüten und erst anschließend Interventionen in der Population einzuleiten (Grundsatz: Prävention vor Intervention).“ (S. 229)

**ÖKOJAGD:** Dies kann in Deutschland für Wildtierarten gelten, die nicht dem Jagdrecht unterliegen wie z.B. Wolf oder Biber, bzw. ganzjährig geschont sind, wie der Kormoran. Für Wildarten mit gesetzlichen Jagdzeiten gilt in Deutschland sogar das Gegenteil: Die Bestände sind so zu bejagen, dass Wildschäden möglichst vermieden werden (BJagdG §2)! Es gilt also: Intervention geht vor Prävention.

**Robin et al.:** Als „Maßnahmen zur indirekten Schadenprävention“ wird folgendes gefordert:

- ...„Wildruhezonen mit dem Ziel, energiezehrende Fluchten und in der Folge eine gesteigerte Nahrungsaufnahme zu vermeiden, um die Einwirkungen auf die Waldverjüngung zu begrenzen
- Über Lebensraumverbesserungen wird das Nahrungsangebot für Wildtiere erhöht, so dass Kulturen eher verschont bleiben
- In Waldnähe wird auf attraktive Kulturen verzichtet, um Schäden durch Wildschweine vorzubeugen“ (S. 231)

**ÖKOJAGD:** Was seit Jahrzehnten von Wildbiologen gefordert wird, hat sich in der Praxis für die Jagdausübungsberechtigten als kaum durchführbar erwiesen. In der jagdlichen „Normallandschaft“ aus einem Mosaik von zumeist kleinen Eigenjagden und Gemeinschaftlichen Jagdbezirken sind diese Maßnahmen nicht plan- und umsetzbar. Wie sollen

etwa Landwirte dazu bewegt werden, keinen Mais in Waldnähe anzubauen? Wie soll ein Jagdpächter den Lebensraum derart verbessern, dass durch das erhöhte Nahrungsangebot „Kulturen eher verschont“ bleiben? Warum sollten überhaupt Lebensraumverbesserungen für Wildarten vorgenommen werden, deren Bestände seit Jahrzehnten aufgrund immer besser werdender Lebensraumbedingungen, z.B. hinsichtlich des Klimas oder einer Eutrophierung der Standorte anwachsen? Ob dadurch Schäden von Kulturen abgewendet würden, ist ungewiss. Dass dadurch die Bestände weiter anwachsen würden, dagegen mehr als wahrscheinlich.

**Fazit**

Das Buch erweckt den Eindruck, als ließen sich alle Probleme mit Wildtieren zur Zufriedenheit aller Beteiligten lösen, sobald ein professionelles Wildtiermanagement umgesetzt wird. Doch genau das funktioniert bei Problemen mit Schalenwild in den Revieren unserer Normallandschaft nicht. In Zeiten der Schalenwildreduktion können nicht sämtliche Interessen aller „Stakeholder“ befriedigt werden, im Gegenteil: In Reduktionsphasen muss sich alles und jeder dem übergeordneten Ziel der raschen Bestandsregulierung unterordnen! Doch der Mut, zum Teil harte und oft nicht publikumswirksame Kon-

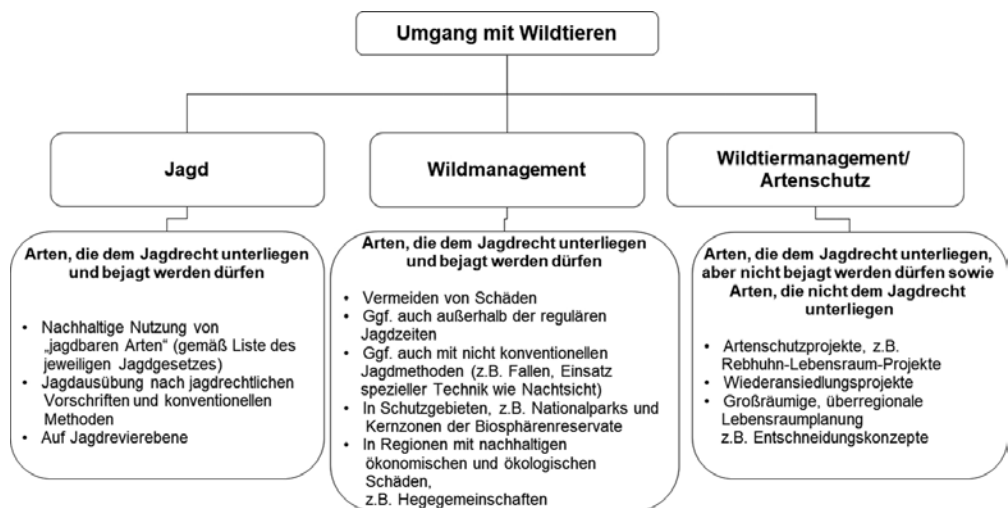
**Umgang mit Wildtieren**

Nicht, dass der Eindruck entsteht, die Menschen würden sich gleichermaßen für alle Tierarten einsetzen: Ca. 45.000 heimische Tierarten gibt es in Deutschland, wovon ca. 16.000 Arten extrem selten oder gefährdet sind. 99% der gefährdeten Arten genießen keinen spezifischen Artenschutz durch den Menschen. Über 95% aller Tierarten werden in keiner Form vom Menschen „gemanagt“, bejagt oder „bekämpft“. Dies betrifft nur

- Arten von besonderem Interesse wie seltene oder bedrohte Arten, z.B. Großer Brachvogel, oder solche mit besonderer (Trophäen-) Eigenart, z.B. Rotwild
- Arten von Interesse für den menschlichen Nutzen, z.B. wildbretliefernde Arten oder Honigbienen

- Arten, die in Land- und Forstwirtschaft, im Gartenbau, an Deichen oder in der Fischereiwirtschaft erhebliche wirtschaftliche Schäden verursachen können, wozu z.T. auch Wildarten gehören
- Arten, die eine Gefahr für Menschen sein können wie z.B. Bird-Control an Flughäfen oder Eichenprozessionsspinner etc. (Vgl. Abb. 1)

Abb. 1: Jagd – Wildmanagement – Wildtiermanagement (verändert nach Adler 2013)



sequenzen aufzuzeigen, fehlt: Für eine natürliche Waldverjüngung braucht es angepasste Rotwildbestände. Bei angepassten Rotwildbeständen gibt es möglicherweise kein tagaktiv erlebbares Rotwild und vor allem auch keine gezielte Trophäenjagd mehr. Entweder oder! Beides zusammen funktioniert nicht. Bei der Schalenwildproblematik hilft kein Wildtiermanagement, hier hilft konsequente Jagd, bzw. Wildmanagement. Wildmanagement sollte daher strikt vom Wildtiermanagement der nicht bejagbaren Arten getrennt werden (s. Kasten oben). In Deutschland

hat die Anpassung der Wildbestände an den Lebensraum oberste jagdliche und auch jagdrechtliche! Priorität. Wer Maßnahmen wie Herstellen (manchmal nur vermeintlich) artgemäßer Bestandsstrukturen, Wildruhezonen etc. für Populationen hoher Dichten einfordert, lenkt vom eigentlichen Problem ab. Die Reduktion von Schalenwildbeständen erweist sich als sehr anspruchsvolle, zeitintensive Aufgabe, die solange kaum Spielraum für „indirekte Schadensprävention“ hat, bis die Schalenwildbestände angepasst sind. Erst dann kann in Hegegemeinschaften mit angepassten

Wildbeständen und einer akzeptablen Wildschadenssituation über Ruhezeiten nachgedacht werden, ein begleitendes, alle Aspekte abdeckendes, Monitoring hat dabei obligatorisch zu sein. Anstatt eindimensionale Lebensraumverbesserungen für einzelne, Wildschäden verursachende Arten wie das Rotwild zu fordern, müssen die Ökosysteme als gesamtes verbessert bzw. gesichert werden, in denen artenreiche, vielfältige Biozönoten Lebensraum finden. Eine zwangsläufig notwendige jagdliche Maßnahme dazu stellt die Anpassung der Schalenwildichte dar. ■

## Wie sich die Wildbiologie immer weiter von der guten jagdlichen Praxis entfremdet

Frank Christian Heute

„Survival oft the fittest“! Das entscheidende Prinzip der Evolutionsbiologie hat auch die Schalenwildarten zu dem entwickelt, was sie heute sind. Unsere autochthonen Schalenwildarten Rot-, Reh- und Schwarzwild sind robuste Wildtiere, die sehr anpassungsfähig sind und sich in unserer Landschaft und unserem Klima mühelos behaupten. Da sie außer den meist extensiven jagdlichen Eingriffen, die überwiegend kompensatorisch sind, sowie dem Straßenverkehr keine Prädation kennen, siedeln die Arten heute dichter als wahrscheinlich jemals zuvor in unseren Breiten. Dabei breiten Schwarzwild und Rotwild ihre Areale derzeit kontinuierlich aus.

Die konventionelle Jagd mit Bewirtschaftungsregeln der Wildbiologie hat nicht zu einer andauernden Regulierung der Schalenwildbestände beitragen können, wie die Streckenstatistiken der letzten Jahrzehnte nachdrücklich zeigen (Abb. 1). In manchen Regionen sind die Bestände derart angewachsen, dass Wälder sich nicht mehr natürlich verjüngen können, dass Landwirtschaft nur noch

mit exorbitanten Wildschadensausgleichszahlungen durchgeführt werden kann und dass die Wildunfallgefahr drastisch erhöht ist. Die hohen Bestände erfordern daher vielerorts Reduktionsabschüsse oder zumindest möglichst hohe Eingriffe in die Reproduktion. Hierfür ist – da die hergebrachten Methoden (allein) nicht greifen – die Entwicklung zeitgemäßer Bejagungsstrategien notwendig geworden. Hier gibt das Wildtiermanagement keine Antworten – es wird einfach davon ausgegangen, dass die Jagd nach wildbiologischer Theorie funktioniert. In Problemfällen wird die Jagd dann Wildtiermanagement genannt und, um dem ganzen einen ökologisch wirkenden Deckmantel zu geben, mitunter in sogenannte „Lebensraumgutachten“ integriert. Und suggeriert, dass nicht die Schalenwildichten (von regelmäßig >70 Stück Schalenwild pro 100 Hektar Wald) gesenkt werden müssten, sondern – bei Beibehaltung der jagdlichen Tradition – die Planung von Ruhezeiten, Wildäusungsflächen und Abschussquoten das Problem lösen kann.

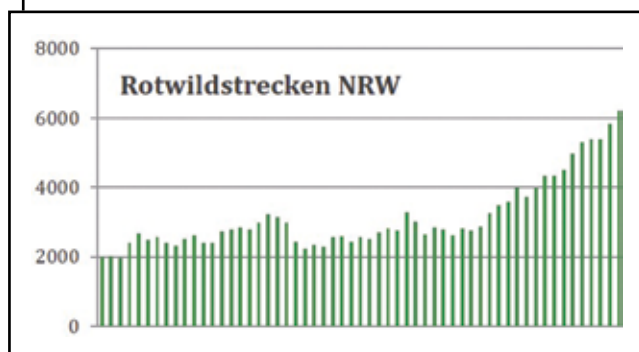
Doch gute jagdliche Praxis bedeutet eine permanente Weiterentwicklung des Jagdwesens. Die dauernde Wiederholung des Dogmas „Jäger müssen Sozialstrukturen schaffen“ sowie die Forderungen nach Jagdruhezeiten werden das Problem in unseren Schalenwildwäldern nicht lösen, sondern eher ver-

schärfen, da es an der guten jagdlichen Praxis komplett vorbei geht. Zeitgemäße Jagd (Wildmanagement) braucht Weiser bzw. Rückkopplungen aus den Wildwirkungen auf die Ökosysteme (naturnaher Wald) oder Flächennutzungen (Land-, Forstwirtschaft). Die Vegetation gibt die entscheidenden Hinweise, ob die Schalenwildichte angepasst ist oder nicht. Dies kann die Auswertung von Verbissgutachten zeigen, aber auch einfache Begutachtung bei Revierbegehungen gibt i.d.R. bereits eindeutige Ergebnisse. Deutlich komplizierter ist die Einschätzung der Entwicklung der Schwarzwildbestände und der Schwarzwildschäden. Hier gilt es, noch Wildschaden-Monitoring-Methoden für landwirtschaftliche Flächen auf lokaler Basis zu entwickeln.

Noch vor 20 Jahren galt es als selbstverständlich, dass Wildbestände eine bestimmte Dichte nicht überschreiten sollten. Das „tragbare Maß“ war die gängige Formulierung für eine Wildichte, die die Biotopkapazität nicht oder zumindest nur periodisch geringfügig überschreitet (Abb. 2). „Zieldichten“ von ein bis zwei Stück Rotwild pro 100 Hektar wurden von Wildbiologen definiert und in der Praxis nicht angezweifelt. In der Jagdausbildung lernte man eben diese Zieldichten. Es ist verwunderlich, dass heute, nachdem diese Dichten auf das Mehrfache angewachsen sind, die jagdpraktische Antwort auf die Entwicklung, nämlich die Absenkung der Dichten auf die Zieldichten (bzw. werden diese heute ersetzt durch Vegetations- und Wildschadenweiser), nicht akzeptiert wird, sondern durch Alibimaßnahmen ersetzt werden sollen.

Besonders das dauernde repetieren der Forderung nach „artgemäßen Alters- und Sozialklassen“ beim Rotwild erweist

Abb. 1: Streckenentwicklung des Rotwilds in NRW (1960-2015). Mit einem andauernden Anwachsen der Rotwildbestände ist nicht zu rechnen (s. Abb. 2). Das Rotwild wandert ab in „Freigegebiete“ und gründet neue Populationen oder es kommt zu drastischen Auswirkungen von Übervölkerung, dem Zusammenbruch von Beständen durch Krankheiten (Seuchen)...



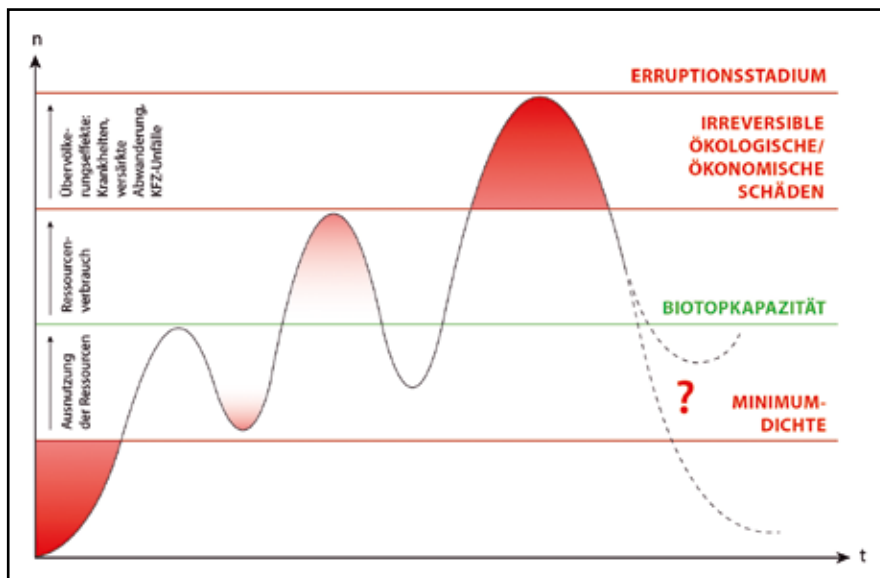


Abb. 2: Populationsdynamik (verändert nach Mattes 1996): Die Grafik veranschaulicht die dynamische Entwicklung von Tierpopulationen. Die Jagd muss dafür Sorge tragen, dass die Schalenwildichte wieder unter die Biotopkapazitätsgrenze gedrückt wird.

sich zunehmend als entlarvend. Denn anthropogene Wunschvorstellungen von Wildbiologen und Jägern nach Bestandsstrukturen wie in einem Haustierbestand haben der Wildart Rotwild nicht weiter geholfen – im Gegenteil. Bei den derzeit vollkommen unnatürlich hohen Dichten helfen dem Rotwild temporär starke Eingriffe, wie sie Wolf und Bär auch vornehmen würden, wenn sie in solch einem Schlaraffenland jagen dürften. Das würde dem Rotwild, im Sinne von „Survival oft he fittest“, weiterhelfen. Die Forderung nach „artgemäßen Sozial- und Altersstrukturen“ lässt sich – bei heute gängiger Jagdpraxis – auch überhaupt nicht in der Fläche umsetzen, den Jägern wird damit also ein Bärendienst erwiesen! In zeitlich und räumlich dynamischen Populationen, deren einzelne Familienverbände sich häufig in ihrer Zusammensetzung verändern (Schwarzwild!) ist es für niemand flächendeckend und dauerhaft möglich, „artgemäße“ Strukturen zu schaffen. Wenn sie zudem von Menschen definiert werden, ist dies das Gegenteil von dem, was erreicht werden soll: unnatürlich.

Häufig ist in den letzten Jahren auch zu hören, das Rotwild müsse sich „wohl fühlen“! Was für eine weitere Aufgabe für die Jäger, wenn sie für das Wohlbefinden des Wildes Sorge tragen müssen. Es stellt sich die Frage, wie Sau und Fuchs wildbiologisch korrekt bejagt werden, dass sie sich „wohl fühlen? Wie lässt sich die überbordende Besorgnis um das Rotwild überhaupt erklären? Im Entwurf zum neuen Jagdgesetz in NRW ist von einer „besonderen Verantwortung“ zu lesen. Wieso wird das Rotwild als über alle anderen Wildarten erhaben heraus gestellt? Die Gefährdungssituation

kann es nicht sein, das Rotwild ist nicht gefährdet – im Gegenteil: es ist mehr Rotwild da, denn je. Als Argument hört man, man wolle Verantwortung übernehmen „für die größte heimische Säugetierart“. Was für ein Argument! Oder auch, das Rotwild sei schließlich „jagdliche Leitart“! Was ein starkes Stück ist: Denn der Begriff der „Leitart“ kommt aus dem Naturschutz und bezeichnet Arten, die besonders eng an einen bestimmten Lebensraum gebunden sind und deren Vorkommen oder Fehlen Hinweise auf die Qualität des Lebensraums geben (Schaefer 2003). Das Rotwild kann in der intensiv genutzten Kulturlandschaft also definitiv keine Leitart in diesem Sinn sein. Und was eine „jagd-

liche Leitart“ sein soll, ist vollkommen unklar, auch wenn der CIC (2015) den Hirsch auf dieses Schild gehoben hat und fordert: „Das Rotwild muss jagdliche Leitart sein! (...) Daher sollte sich die Jagd auf andere Wildarten dem Rotwild unterordnen. Alle Jagdmethoden müssen rotwildgerecht sein.“ Die Antwort auf die Frage könnte sein, dass die Menschen, auch Nichtjäger (!) von Hirschen fasziniert sind. Die possierlichen Kälber rühren ans Herz, der röhrende Hirsch auf dem Brunftplatz wirkt zugleich anmutig und mächtig auf uns. Die Wirkung solcher Arten auf den Menschen ist bekannt und wird auch gerne vom Natur-



Der Umgang mit dem Rotwild ist geprägt durch Emotionen...  
(Foto © Tommelom/ pixelio.de)

...und jagdliche Trophäeninteressen. Eine sachliche wildökologische Diskussion ist fast unmöglich geworden. Die ökologisch und ökonomisch zwingend notwendigen Bestandsreduktionen in vielen Rotwildgebieten werden dadurch be- und teils verhindert. (Foto © M. Rüttiger)



schutz – oder auch Wildtiermanagement – genutzt, um Werbung zu machen, beispielsweise mit Wolf, Pandabär oder Elefant. Von daher ist es nachvollziehbar, dass „die Jagd“ bei der Gesellschaft mit dem Rothirsch „punkten“ will. Die Antwort auf die Frage könnte aber auch sein, dass der männliche Rothirsch die begehrteste und damit teuerste Jagdbeute ist, die sich der „kleine Jäger“ gar nicht leisten kann. In Rotwildkerngebieten werden jährlich 100€ bis 200€ Jagdpacht jährlich pro Hektar (!) bezahlt. Für den Abschuss eines alten Hirsches mit schwerem Kronengeweih werden über 10.000€ fällig. Und mit Hirschen dieser Kategorie lassen sich Geschäfte schmieren. Was das alles mit ökologischer Jagd oder Wildmanagement zu tun hat? Gar nichts.

Paradigmatische Hege- und Bewirtschaftungsprinzipien dürfen künftig die zwingend erforderlichen Bestandsregulierungen von Rehen, Hirschen und Wildschweinen nicht mehr behindern: In Zukunft gilt es nicht, die von der Jägerschaft am meisten geschätzten Wildarten wie Reh, Wildschwein (!), Hirsch (!!), Hase oder Fasan (!) so zu fördern, dass es möglichst viele von ihnen gibt. Und auch nicht, sie nach anthropozentrisch-wildbiologisch motivierten Alters- und Geschlechtsklassifikationen einzuteilen und wie in einem Stall zu selektieren. Es wird darum gehen, Lebensräume zu erhalten bzw. zu „renaturieren“, in denen artenreiche Biozöosen vorkommen, nach dem Motto „bäuerliche Landwirtschaft statt Agrarindustriellandschaft“ oder „naturnaher

Dauerwald statt Douglasienkulturen“. Mit gesunden Wildtieren, die ihrem Lebensraum ökologisch nicht und ökonomisch kaum schaden. Die ökologische und ökonomische Tragfähigkeit wird ggf. von Fachleuten per Monitoring überwacht. Es wird jagdlich nachhaltig das genutzt, was da ist – und zwar ohne Hegemaßnahmen, die die Ökosysteme bzw. Biozöosen beeinträchtigen. In waldreichen Regionen muss, zur Sicherung bzw. Wiederherstellung der Wirtschaftlichkeit sowie der Ökosystemleistungen der Wälder, eine zeitgemäße Jagd gestärkt oder ein zielgerichtetes Wildmanagement eingerichtet werden. Das bedeutet in Reduktionsphasen hohe Eingriffe in die Bestände. Doch Sorge um das Rotwild ist nicht angebracht, denn: The fittest will survive! ■